

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde
Herausgeber: F. Pieth
Band: - (1947)
Heft: 2

Artikel: Sebastian Münster und die Engadiner
Autor: Schiess, T.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-397301>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

—→ ERSCHEINT JEDEN MONAT ←—

Sebastian Münster und die Engadiner

Von † Prof. Dr. Traug. Schieß*

Im Oktober des Jahres 1554 erschien vor dem Rat der Stadt Basel eine Gesandtschaft aus dem Engadin und erhob Beschwerde wegen einer schweren Beschimpfung, die ihrer Landschaft angetan worden sei durch die Kosmographie Sebastian Münsters. In der lateinischen Ausgabe derselben waren nämlich die Engadiner als eine „gens furax, ein Diebsvolk“ bezeichnet, und in der deutschen hieß es von ihnen, sie seien ärgere Diebe als die Zigeuner.

Jahrelang war diese böse Bemerkung unbeachtet geblieben und erst jetzt zur Kenntnis der davon Betroffenen gekommen; daß in Bünden selbst nicht schon früher sich die Kunde verbreitet hatte, ist weit weniger verwunderlich, als daß auch in Basel bis dahin niemand aufmerksam geworden war auf die Beleidigung der Bundesgenossen, welche Münsters Werk enthielt.

Wer zuerst die Entdeckung machte, ist nicht mit Sicherheit mehr bekannt; dagegen hat sich Kunde erhalten von einer Reihe von Schritten, die zu gütlicher Beilegung der Sache getan wurden,

* Im folgenden bringen wir eine Arbeit zum Abdruck, in welcher Prof. Dr. Traug. Schieß die bekannte Preßinjurie auf Grund der Originalquellen abschließend behandelt hat. Der Aufsatz erschien 1901 in der Sonntagsbeilage der „Allg. Schweizer Zeitung“ Nr. 5 und 6, also an so abgelegener Stelle, daß es sich wohl rechtfertigt, sie ins „Bündnerische Monatsblatt“ herüberzunehmen und so der Vergessenheit zu entziehen.

ehe es zu jener Gesandtschaft kam. Zum erstenmal wird die Gelegenheit erwähnt in einem Schreiben, das der Basler Pfarrer und Universitätsprofessor Simon Sulzer am 20. Juni 1554 an Bullinger richtete. Nach allerhand Nachrichten über den Krieg in Deutschland heißt es da: „An Philipp Gallicius (damals neben Comander Pfarrer in Chur) habe ich geschrieben, er möchte seine Landsleute beruhigen, die schwer gekränkt sind, wie wir vernehmen, durch die Chronik des Seb. Münster, worin er die Engadiner gebrandmarkt hat, sy sygind größer Dieb, denn die Ziginer.“ Also schon im Juni wußte man im Engadin von der Verunglimpfung. Höchst wahrscheinlich war die Nachricht davon durch Engadiner Knaben, welche sich Studien halber in Basel befanden, in die Heimat gesandt worden. Wir wissen nämlich, daß damals mehrere junge Engadiner, darunter auch des Gallicius eigener ältester Sohn Alexander, sich zu diesem Zweck in Basel aufhielten; einer derselben mochte nun in dem berühmten Buch nachgeschlagen haben, was darin stehe über sein Heimattal, oder es hatten vielleicht Mitschüler den Engadiner Knaben höhrend jene Bemerkung vorgehalten. Daß die Entdeckung auf diesem Wege erfolgt und nicht, wie man auch angenommen hat, durch Gallicius oder durch seinen einstigen Schüler Campell aus Anlaß ihrer Studien gemacht worden war, läßt eine Stelle in dem noch zu erwähnenden Briefe des Gallicius an Johannes Travers vom 4. Juli 1554 vermuten, wonach die jungen Engadiner in Basel irgendwelche drohenden Äußerungen getan zu haben scheinen, und eben durch diese Äußerungen mag dann auch in Basel die Aufmerksamkeit auf die bis dahin unbeachteten Worte gelenkt worden sein. Ob auch der Rat damals schon Kenntnis von der Sache hatte, ist nicht klar; es scheint aber nicht der Fall gewesen zu sein, und offenbar war man bestrebt zu verhindern, daß er offiziell davon in Kenntnis gesetzt werde. Denn Sulzer fährt in seinem Brief an Bullinger weiter: „Sobald wir (er meint wohl die Universitätsprofessoren) davon erfahren hatten, sorgten wir dafür, daß die Stelle sofort in allen Exemplaren getilgt werde, wie Du selbst auf dem beiliegenden Blatt ersehen kannst. Doch wundert mich, daß Anton Stupan, ein Bündner (höchst wahrscheinlich sogar selbst ein Engadiner), der als Korrektor den Druck leitete, es nicht bemerkt hat.“ Im folgenden wird dann Bullinger ersucht, sich bei Anton Travers zu verwenden, daß dieser seinen Einfluß aufbieten möge zur Beschwichtigung des Unwillens,

denn sicherlich habe Münster selbst nicht absichtlich die Engadiner brandmarken wollen, sondern, was ihm von anderer Seite mitgeteilt war, nach seiner Gewohnheit aufgenommen, ohne daran zu denken, daß die Engadiner ja zu den Graubündnern gehörten; auch sei unter den Druckern und den Nachkommen Münsters niemand, der nicht dem ganzen Bündnervolke wohlwolle und seine Ehre wieder hergestellt zu sehen wünsche. Wie wenig Genaueres man über die Engadiner in Basel damals wußte, davon gibt auch dieser Brief Sulzers Zeugnis; denn nach dem Wortlaut zu schließen, war auch ihm nicht klar, ob dieselben Verbündete oder Untertanen der andern Bündner seien.

Bullinger kam der Bitte nach und schrieb am 29. Juni an Johannes Travers, den bekannten bündnerischen Staatsmann und Freund der Reformation. Auch Sulzer hatte, wenschon er Anton Travers nannte, jedenfalls diesen Vetter desselben im Auge, denn Anton Travers hatte, wenn er damals überhaupt noch lebte, seinen Wohnsitz nicht im Engadin, sondern auf der Burg Ortenstein im Domleschg, während Johannes in Zuoz lebte. Ihm also sandte Bullinger das Schreiben Sulzers zu und bat ihn, als ein Mann des Friedens sein Ansehen zu verwenden, damit das Übel nicht weiter um sich greife. Zufällig befand sich um diese Zeit gerade Gallicius im Engadin; schon im Februar und März hatte er, namentlich von Travers dazu veranlaßt, dort gepredigt, und es war infolgedessen in Zuoz die Reformation angenommen worden; jetzt war er neuerdings dorthin gekommen, um zu predigen, da die Gemeinde noch keinen Geistlichen hatte. Und während seiner Anwesenheit wurde von den ersten Männern des Ober- und Unterengadins, wie er am 9. Juli Bullinger berichtet, gegen das Werk Münsters und auch gegen den Drucker Rat gehalten. Ein entscheidender Beschluß scheint aber noch nicht gefaßt worden zu sein. Anfangs Juli kehrte Gallicius nach Chur zurück, ehe Bullingers Brief an Travers eintraf, und fand dort das Schreiben vor, welches Sulzer an ihn gerichtet hatte; diesem waren auch mehrere Blätter aus Münsters deutscher Kosmographie beigefügt, auf welchem die verfänglichen Worte korrigiert (wahrscheinlich nur überdruckt und unleserlich gemacht) waren. Er sandte den leider verlorenen Brief und diese Blätter sofort ins Engadin samt einem eigenen Schreiben an seine Landsleute, worin er, offenbar der Bitte Sulzers entsprechend, alles aufbot, um sie zu bewegen, daß sie keine Gesandtschaft nach Basel

schicken sollten, um gegen das Buch und den Drucker vor Gericht Klage zu erheben; denn die angetane Schmach sei jetzt getilgt.

Ähnlich äußert sich Gallicius in dem bei diesem Anlaß an Travers geschriebenen Briefe (4. Juli): Nach seiner Ansicht sei, soweit möglich, von den Baslern Genugtuung gegeben, denn der Autor selbst lebe nicht mehr. (Er war schon am 23. Mai 1552 gestorben.) Dann rät er, in folgender Weise vorzugehen: „Damit die Basler sehen, daß unsere Ehre uns am Herzen liegt und daß unsere Söhne keine eitlen Schwätzer sind, würde ich nur einen nach Basel zu sendenden Brief an Bullinger schicken und darlegen, welches vorher unsere Stimmung gewesen und wie besänftigt wir jetzt sind durch Sulzers Schreiben und den übersandten berichtigten Druck, der nachher erscheinen soll; in Zukunft möchten sie vorsichtiger sein. Auch jetzt seien in dem verbesserten Druck noch allerlei Verstöße gegen unsere Hoheit enthalten, so wenn zum Herzogtum Mailand gerechnet werde, was unser Besitz sei; doch enthält auch die geographische Darstellung in dem neuen Druck viele Fehler, aber darauf will ich selbst privatim sie hinweisen. In eurer Antwort mögt ihr auch bemerken, daß wir nicht zum Äußersten schreiten aus Rücksicht auf die gute Behandlung, die unseren Söhnen immer zuteil geworden ist, und um unserer Bundesgenossenschaft willen.“

Bei Gallicius, der selbst einen Sohn in den Basler Schulen hatte und einen zweiten noch im Lauf des Sommers dorthin sandte, auch schon um ein Stipendium für den ersteren nachgesucht hatte, war jedenfalls zum großen Teil eben diese Rücksicht auf die Söhne für sein Verhalten maßgebend, und als seine obigen Mahnungen bei den Engadinern noch nicht die gewünschte Wirkung erzielten, verwendete er sich neuerdings in gleichem Sinne. Aber noch ehe er Nachricht aus dem Engadin hatte, schrieb er Bullinger über den Stand der Angelegenheit (9. Juli) und bemerkte dabei u. a. : „Wenn der Autor noch lebte, so wäre für seinen guten Ruf übel gesorgt; sind doch auch auf diesen verbesserten Druckblättern unzählige sehr schlimme Irrtümer, so daß ich mich wundere, wie ein so großer Geograph und Gelehrter so unwissenschaftlich, unüberlegt, kennntnislos, unverständlich und geradezu falsch hat schreiben können. – Möchten doch die Leute, welche solche geographische und historische Nachrichten verbreiten wollen, sorgfältigere Nachforschungen anstellen, nicht nur dem Ruhm allseitiger Kenntnis

nachjagen, sondern auch zuverlässige, sichere Nachrichten bieten! Jene wenigstens sind der Verachtung aller Gelehrten und Wahrheitsliebenden würdig; so wertlos und unwissenschaftlich sind sie.“ Im übrigen wird Bullinger gebeten, Sulzer Mitteilung zu machen von den getanen Schritten und auch davon, daß Gallicius hoffe, man werde keine Gesandtschaft nach Basel abordnen.

Aber Gallicius täuschte sich; am Abend des gleichen Tages, an welchem er morgens seinen Brief den nach Zürich verreisenden Getreidehändlern zur Besorgung an Bullinger mitgegeben hatte, erhielt er ein am 7. Juli abgefaßtes Schreiben des Johannes Travers, welches für Bullinger bestimmt war, aber jetzt wahrscheinlich bis zum 17. Juli in Chur liegen bleiben mußte, da die regelmäßigen Briefboten, eben die Kornhändler, nur jeden Montag sich auf die Reise machten. Gallicius nahm von dem Briefe natürlich Einsicht und erkannte, daß man die Angelegenheit im Engadin noch immer sehr ernst aufnahm. Travers schrieb nämlich, die Basler seien nicht ohne Grund besorgt; denn es sei keine geringfügige Sache, eine so hervorragende Talschaft, die zweiundzwanzig Ortschaften umfasse, sich sieben Meilen weit erstrecke und dreitausend Waffenfähige stellen könne, so schamlos anzuschwärzen. „Ich kann Dir sagen, daß die Bevölkerung über diese abgefeimte Lüge arg betroffen und äußerst erregt ist. Die Sorgfalt, womit Sulzer und andere sich dafür bemüht haben, daß der Schimpf getilgt werde in den beim Drucker noch vorhandenen Büchern, heilt unser Leiden nicht; denn in den Exemplaren, welche auf den Märkten nach ganz Deutschland oder wenigstens nach der Schweiz und Bünden verkauft und verbreitet worden sind, bleiben jene Schmähworte lebendig und ungestrichen. Man muß sich beeilen, dem Übel abzuhelpen. Wahrscheinlich geschieht folgendes: Man wird eine Gesandtschaft der Unsern an den Rat von Basel senden, vielleicht auch nur einen Boten mit einem Schreiben; was von beidem erfolgt, weiß ich nicht, denn es hängt von der Gesamtbehörde ab.“ Doch versprach Travers, alles aufzubieten, damit gütlich vorgegangen werde; aber trotz aller Mäßigung könne man über eine so wichtige Sache nicht einfach hinwegschreiten, sonst hätte man den Spott der ganzen Welt zu gewärtigen.

Gallicius machte nun nochmals einen Versuch, eine Regelung der Angelegenheit in dem von Sulzer gewünschten Sinne zu erzielen. Er machte (noch am 10. Juli) Travers aufmerksam darauf,

daß der Rat von Basel, wenn er von der Sache Kunde erhalte, den Drucker aufs schärfste strafen werde, und das täte ihm leid, da derselbe als ein guter Mann gerühmt werde und von der Schmä-
 hung gar nichts gewußt habe; denn er drucke weder selbst, noch korrigiere oder lese er die Drucksachen, sondern lasse alles durch gebildete Angestellte besorgen, wie auch Froschauer in Zürich lateinische Bücher drucke, ohne vom Lateinischen das Geringste zu verstehen. Den eigenen Ruf dürfe man allerdings auch nicht gering achten; darin habe Travers ganz recht. Aber er wünschte doch ein milderer Vorgehen, indem die Engadiner sich begnügten, Bullinger durch Travers erklären zu lassen, daß sie sich nicht zufrieden geben, sondern gerichtlich vorgehen würden, wenn der Drucker nicht in dem jetzt korrigierten und gedruckten Werk durch eine unzweideutige Erklärung die Beschimpfung zurück-
 nähme. Gallicius gibt dann selbst eine solche Erklärung, wie er sich dieselbe etwa dächte, überläßt es aber Travers, nach seiner mannigfachen Erfahrung eine bessere Fassung zu finden. Füge der Drucker eine solche Erklärung am passenden Orte ein, so sei gewiß in den Augen aller Leute den Engadiner Genüge getan; auch zwei korrigierte Exemplare könnte er ihnen noch zustellen. Wegen der sonstigen Irrtümer will Gallicius privatim den Baslern schreiben; auch in der neuen Ausgabe müsse noch manches geändert werden, und zwar habe er dabei weniger unwissenschaftliche Angaben im Auge, als solche, welche die Drei Bünde nicht dulden könnten.

Inzwischen war der Brief des Gallicius nach Zürich gelangt, und Bullinger schrieb Sulzer in beruhigendem Sinn, worauf dieser am 20. Juli ihm und Gallicius für ihre Bemühung seinen Dank aussprach. Er zweifelte nicht, daß die Engadiner jetzt beschwichtigt seien durch die Autorität dieser beiden Männer, und nachdem sie selbst sich von der Beseitigung der anstößigen Bemerkung überzeugt hätten. Daß an den Rat von Basel das Verlangen um Genugtuung gestellt werde, habe er darum so dringend zu vermeiden gewünscht, weil er fürchte, es könnten durch einen Ent-
 scheid desselben (wie das auch schon geschehen) andere, fromme, fruchtbringende Abhandlungen gelehrter Leute gehindert werden.

Sehr unangenehm berührte es daher Sulzer, als er eine Woche später durch Bullinger auch Kunde erhielt von dem Briefe des Johannes Travers, der fast acht Tage in Chur liegen geblieben

war; daß jetzt doch noch die Absendung einer Botschaft an den Rat zu gewärtigen sei, beunruhigte ihn eben wegen des Ärgernisses, das davon zu erwarten stand. Doch schöpfte er aus dem Briefe von Travers, wie er dessen Inhalt verstand, auch jetzt noch Hoffnung, die Sache beilegen zu können, ohne daß der Rat irgendwie damit behelligt würde. Es war nämlich (so teilte er am 26. Juli Bullinger mit) beim Drucker noch ein zweiter, bisher nicht gedruckter Band der Geographie Münsters, der bei erster Gelegenheit herausgegeben werden sollte und einen ganz neuen Abschnitt über Bünden enthielt. Sulzer meinte nun, diesem Abschnitt könnte sogar unter dem Namen des Verfassers ein passender Widerruf der Schmähung in den früher erschienenen Exemplaren eingefügt werden: Übel unterrichtet, habe Münster das erste Mal über den Charakter dieses Volkes Angaben gemacht, von denen er nachträglich sich habe überzeugen müssen, daß sie ganz unzutreffend seien, denn bei jenem Volke seien sowohl regelrechte Gerichte eingesetzt, die gegen Diebe und andere Übeltäter nach den Gesetzen strenge gehandhabt würden, als auch usw. Sodann aber wünsche auch der Drucker, daß dem neuen Bande etwa vorhandene geschichtliche Nachrichten über denkwürdige Taten dieses Volkes oder eine vollständigere Beschreibung des Tales eingereiht werden, da nach der Mitteilung des Gallicius die Beschreibung im ersten Teile in vieler Hinsicht ganz fehlerhaft sei. Auf solche Weise würde dann nicht nur der Schimpf aufgehoben, sondern zugleich der Wahrheit gemäß den Engadineru besserer Ruhm zuteil, und damit dieselben nichts vermißten, sollten die eigenen Häupter ihrer Landschaft, namentlich Travers, die Form feststellen und vorschreiben, in welcher die Genugtuung gewünscht werde. Hätten die Engadiner so den guten Willen des Druckers erkannt, so würden sie, meint Sulzer, sicher so viel Billigkeit und christliche Liebe walten lassen, daß sie nicht, was der Tote etwas unüberlegt geschrieben habe, an den Nachkommen zu rächen suchten, zumal da der Drucker hoffe, daß durch die angebotene Genugtuung auch der Rat sich endlich besänftigen lassen werde. Darum bittet Sulzer den Freund, er möge nochmals in dieser Sache mit ernstlichem Zureden vermitteln, und zwar möglichst bald, damit nicht etwa vorher ein Bote abgefertigt werde.

Ohne Zweifel kam Bullinger auch dieser Aufforderung unge säumt nach und verwendete sich bei Travers und den Engadineru

in der gewünschten Weise; aber es war offenbar umsonst. Was für Verhandlungen in der Sache bis zum Oktober des Jahres noch weiter gepflogen wurden, ist nicht im einzelnen mehr bekannt, da die Briefe keine Nachricht mehr bieten. Dagegen kennen wir aus Campell den Ausgang des leidigen Handels. Im Oktober wurde schließlich doch noch eine Gesandtschaft abgefertigt, und zwar bestand sie aus den beiden angesehensten Männern des Tales, ja fast ganz Bündens, nämlich aus Johannes Travers, der das Oberengadin, und Balthasar Planta von Zernez, welcher das Unterengadin zu vertreten hatte. Sie erhielten am 15. Oktober, einem Montag, Audienz beim Rat der Stadt Basel, wiesen ein Kreditschreiben der Landschaft vor und führten in deren Namen Klage über die erlittene Schmach. Weder von ihren Vorfahren hätten sie einen so schmähhlichen Ruf ererbt, noch auch selbst ihn verdient, und wenn sie bei Lebzeiten des Autors von der Beschimpfung Kunde erhalten hätten, so würden sie das Gericht gegen ihn angerufen haben; da derselbe aber tot und sie durch den in Basel bei dem noch lebenden Heinr. Petri erschienenen Druck an ihrer Ehre geschädigt und noch nicht gerechtfertigt seien, so wollten sie den Handel der Obrigkeit zur Erwägung anheimstellen, damit sie ihnen wieder zu ihrer Ehre verhelfe. Hierauf stand der in der Sitzung anwesende Drucker auf und erklärte, die beiden von Münster verfaßten Chroniken seien ihm zum Druck übergeben und unbesehen angenommen und gedruckt worden, so daß ihm von der Verunglimpfung der Engadiner nichts bewußt gewesen. Daß dieselbe vorgekommen, sei ihm daher von Herzen leid; hätte er etwas davon erfahren, so hätte er den Druck nicht fortsetzen lassen, denn vom Engadin habe er nie anders gewußt, als daß es eine ehrliche, fromme Landschaft sei; die Schmachworte bei Münster beruhten also seines Erachtens auf einem offenkundigen Irrtum und seien ganz unverdient. Damit glaubte er für sein Teil sich verantwortet zu haben und sprach die Erwartung aus, daß ihm die Chronik nicht zum Nachteil gereiche, sondern seine Unwissenheit als Entschuldigung angenommen werde. Danach bezeugte der Rat den Gesandten sein herzliches Mitleid mit der Landschaft Engadin, ihren Bundesgenossen, und erklärte, wenn der Autor noch lebte, so wären sie willens gewesen, ihn zur Billigkeit anzuhalten. Da aber (was den Drucker betrifft) Unwissenheit jedermann entschuldige, so könnten sie mangels des Täters nicht einschreiten. Weil

jedoch der Handel ihnen als der Obrigkeit anvertraut sei, so gäben sie darauf den Entscheid, daß jene ehrverletzlichen Schmachworte ihren lieben Bundesgenossen der Landschaft Engadin und deren Nachkommen an Herkommen, Leumund und Ehre in keiner Weise nachteilig oder schädlich sein sollten. Hierüber wurden zwei mit dem Siegel der Stadt bekräftigte Urkunden ausgestellt und den Gesandten eingehändigt. Nach Campells Zeugnis waren um 1575 noch beide vorhanden, heute scheint man nur mehr die eine im Zuozer Archiv zu kennen, welche mehrmals publiziert worden ist.

Endlich war die Streitsache zu allgemeiner Zufriedenheit geschlichtet; von einer auch im Druck anzubringenden Ehrenerklärung, wie Heinr. Petri sie durch Sulzer hatte antragen lassen, ist jetzt nicht mehr die Rede, und sie scheint wirklich unterblieben zu sein, mindestens enthält die deutsche Ausgabe der Kosmographie von 1561 keinen solchen Passus, sondern druckt an der einen Stelle Angaben aus Tschudis „vralt alpisch Rhetia“ ab, an der andern stehen nur kurze Bemerkungen über das Engadin, obwohl in der Übersicht der Zusätze zu dieser Auflage aufgeführt wird: „Grawpündter – weitläuffiger beschriben.“

So genau wir aber fast über den ganzen Verlauf unterrichtet sind, den die Angelegenheit seit Entdeckung der entehrenden Bemerkung nahm, der Urheber derselben bleibt uns verborgen. Daß die Äußerung nicht von Münster selbst herrührte, darüber ist kein Zweifel möglich; es scheint auch niemand daran gedacht zu haben, sondern Sulzer wie Gallicius machen ihm den Vorwurf, daß er in blinder Vertrauensseligkeit so unbedacht war, eine Notiz dieser Art ohne Prüfung in sein Werk aufzunehmen. Dieses Vorgehen erscheint noch um so unbegreiflicher, als Münster im Jahr 1547 selbst in Bünden gewesen sein soll.

In diesem Jahre hatte sich nämlich Johannes Travers, der zu den gebildetsten Bündnern jener Zeit gehörte, durch Vermittlung Glareans an den berühmten Astronomen gewendet mit der Bitte, ihm Aufschluß zu gewähren über den täglichen und stündlichen Mondlauf. Münster erwiderte darauf (5. Juli 1547), indem er sich gern zur Erteilung der gewünschten Auskunft bereit erklärte, jedoch auf mündliche Belehrung vertröstete; er beabsichtige nämlich, in kurzem dem Churer Bischof eine Darstellung der Anfänge der Stadt und des Hofes von Chur zu überreichen, wie er im vorangehenden Jahre auch dem Bischof von Sitten einen Besuch abge-

stattet habe. Bei dieser Gelegenheit wolle er auch Bünden besichtigen und erwarte davon für die dritte Auflage seiner Kosmographie großen Nutzen; allerdings habe der gelehrte, auch in der Geschichte wohl bewanderte Achilles dem Churer Bischof Lucius Iter zu Gefallen ihm schon manche Beiträge für sein Werk geliefert. Wenn nun die Überlieferung Campells richtig ist – und es besteht kein Grund, sie zu bezweifeln –, so führte Münster seine Absicht aus. Freilich wissen wir nicht, ob er dann tatsächlich mit Travers zusammentraf; es ist aber eben wegen seiner Bemerkung über die Engadiner höchst unwahrscheinlich, denn er hätte gewiß bei diesem Anlaß nicht versäumt, sich über deren Heimattal belehren zu lassen, und hätte dann niemals jene Worte gebraucht. Dagegen soll nach Campell später unter den gebildeten Leuten in Bünden allgemein die Ansicht geherrscht haben, daß ein Mann von großem Ruf, aber nichtswürdigem Charakter die Gelegenheit benützt und aus persönlichem Haß gegen die Engadiner dem arglosen Gelehrten jene böswillige Verleumdung zugetragen habe.

Es ist auffällig, daß Campell nicht auch den Namen des Mannes nennt, der als der Urheber der Beschimpfung galt; offenbar war derselbe zu angesehen, als daß er ihn zu bezeichnen gewagt hätte. Daß Travers selbst, dessen Beziehungen zu auswärtigen Gelehrten bekannt waren, in Verdacht hätte kommen können und deshalb die Gesandtschaft nach Basel durchgesetzt habe, ist eine ganz unbegründete Annahme von Kind, die er selbst später stillschweigend fallen ließ. Nicht besser steht es um die andere, ebenfalls von Kind aufgestellte Behauptung, man habe die Äußerung mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit dem damaligen österreichischen Vogt auf Putz (Castels), Peter von Finer, zuzuschreiben. Dafür läßt sich gar kein Beweis beibringen, und Campell wenigstens hatte keinesfalls diesen Mann im Verdacht, denn er erwähnt ihn öfters und jedesmal in höchst ehrender Weise, obwohl zu der Zeit, wo er sein Geschichtswerk schrieb, kein Anlaß zur Schonung mehr bestanden hätte. Weit näher läge es anzunehmen, daß die Äußerung etwa auf jenen Achilles zurückgehe, den Münster in dem Briefe an Travers selbst als den Gewährsmann für die früheren Auflagen bezeichnet; aber selbst diese Annahme bestätigt sich nicht. Dieser Achilles, der auch Travers wohlbekannt gewesen zu sein scheint, ist ohne Zweifel Achilles Pirmin Gasser, der in der Kosmographie selbst von Münster unter den Mitarbeitern aufgezählt wird. Er

war 1505 in Lindau geboren, hatte in Wittenberg studiert und sich mit großem Eifer der Reformation angeschlossen, wurde hierauf Stadtarzt in Feldkirch und siedelte später nach Augsburg über, wo er die gleiche Stellung bekleidete. Für die Kosmographie lieferte er Beschreibungen von Lindau, Feldkirch, Chur und Augsburg; aber ihn kann Campell nicht gemeint haben, da er ja nicht in Bünden lebte. Am ehesten ließe sich vielleicht aus dem Wortlaut bei Campell noch schließen, daß man einen Mann im Verdacht hatte, der zwar großes Ansehen genoß, aber ein hartnäckiger Gegner der Reformation war; einen solchen konnte der eifrige Vorkämpfer der neuen Lehre recht wohl als nichtswürdig bezeichnen, und man dürfte dann vielleicht an Landrichter Cabalzar aus dem Oberrhein denken, oder auch etwa an Dietegen von Salis, den Nachfolger Finers als Vogt in Castels, wenn nicht gar dem Bischof selbst oder seiner nächsten Umgebung die Äußerung zugeschrieben wurde.

Doch auf wen immer die gehässige Angabe zurückgehen mag, das ist unverkennbar, daß sie im Engadin eine kaum geahnte Entzündung hervorrief. Am längsten hat dieselbe wohl bei Campell nachgewirkt, der zu jener Zeit in seiner Heimatgemeinde Sūs das Pfarramt versah, also mitten in der Bewegung stand. Noch fast zwanzig Jahre später, als er sein Geschichtswerk bearbeitete, war die Erinnerung an die Schmähung in ihm unverwischt, und er nahm aus dem Vorfall Anlaß, seine engeren Landsleute mehrmals auf das eingehendste gegen den Vorwurf zu verteidigen. So hob er an zwei Stellen der Topographie ihre Sittenreinheit und strenge Rechtlichkeit ganz besonders hervor, und als er in dem geschichtlichen Teil eine Stelle aus Strabo besprechen mußte, nach welcher die alten Rätier durch Raubzüge ihre Unterwerfung veranlaßt hätten, polemisierte er nicht nur gegen diese Verleumdung der edlen Ahnen, sondern nahm auch Bezug auf die zu seiner Zeit gefallene Beschuldigung und gab seiner Erbitterung über so schmählige Nachrede aufs kräftigste Ausdruck. So groß aber die Entzündung über die böswillige Verleumdung war und so erbost Campell sich darüber zeigt, so muß doch gesagt werden, daß manche Angaben gerade in seiner Topographie es gar nicht unmöglich erscheinen lassen, daß die Worte bei Münster nicht einmal auf boshafter Nachrede beruhten, sondern vielleicht von jemand stammten, der selbst eine schlimme Erfahrung gemacht hatte. Von

mehreren Gegenden im Engadin wird nämlich in der Topographie berichtet, daß noch zu Lebzeiten des Autors dort Räuber gehaust, Reisende überfallen und in den Inn geworfen hätten u. dgl. Auch in einem Briefe Comanders (derselbe war damals Pfarrer an der Martinskirche in Chur) an Vadian vom 16. Dezember 1532 findet sich eine Äußerung, daß Bünden voll sei von Räubern; als Ursache dieses Übelstandes wird die Beendigung des Müsserkrieges bezeichnet. In diese Zeit also möchten etwa die Übeltaten und die Hinrichtungen, von denen Campell berichtet, gefallen sein. An der Rechtlichkeit der Engadiner zu zweifeln, ist darum noch kein Anlaß; schon die Hervorhebung dieser Fälle zeigt ja, daß derartige Vergehen eine Ausnahme bildeten; auch mögen die Übeltäter wenigstens zum Teil Ausländer gewesen sein, und man ging gegen sie sehr strenge vor im Interesse des großen Transitverkehrs, der in jener Zeit seinen Weg durch das Tal nahm; aber wenn überhaupt solche Verbrechen vorkamen, so war leicht möglich, daß ein Geschädigter die gesamte einheimische Bevölkerung dafür verantwortlich machte und sie in üblen Ruf brachte.

Was hätte wohl Campell erst gesagt, wenn er geahnt hätte, daß zwei Jahrhunderte nach seiner Zeit dieser leidige Vorfall noch ein Nachspiel erhalten, daß nochmals ein ähnlicher Makel seinem lieben Bündnerland angehaftet werden sollte, und zwar durch ein Dichterwort, das nie ganz in Vergessenheit geraten wird, weil es auf das Schicksal seines Autors bestimmend eingewirkt hat. Wir denken an die bekannten Worte in Schillers „Räubern“, welche in der dritten Szene des zweiten Aufzugs Spiegelberg zu seinem Genossen Razmann spricht: „Einen honetten Mann kann man aus jedem Weidenstotzen formen, aber zu einem Spitzbuben will's Grütz – auch gehört dazu ein eigenes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Spitzbubenklima, und da rat' ich dir, reis' du ins Graubündner Land, das ist das Athen der heutigen Gauner.“

Diesmal ließ die Abwehr nicht so lange auf sich warten. Zwei Landesfremde, welche Bünden aus eigener Anschauung von einer bessern Seite kannten, nahmen sich seiner an. Der Westfale Wredow, später bündnerischer Kanzleidirektor, damals Erzieher zweier Sprößlinge der Familie Salis, hatte in Hamburg der ersten Auführung der „Räuber“ beigewohnt und ließ daraufhin in den Hamburgischen Adreß-Comtoir-Nachrichten ein offenes Schreiben „an den Verfasser des Schauspiels die Räuber“ einrücken, während

Dr. Amstein von Wyla, der sich in Bünden niedergelassen hatte, in seiner Zeitschrift „Der Sammler“ Ende April 1782 eine „Apologie für Bünden gegen die Beschuldigung eines auswärtigen Komödienschreibers“ publizierte und Schiller zum Widerruf aufforderte. Das gleiche Verlangen stellte auch ein Bündner, dessen Name nicht bekannt ist, an den Dichter, und als dieser nicht erwiderte, wandte er sich an den Garteninspektor Walter in Ludwigsburg. Statt aber den Autor selbst über die Sache zu interpellieren, machte Walter dem Herzog davon Mitteilung, und nun erfolgte von dessen Seite das bekannte Verbot an Schiller, niemals mehr Komödien, noch sonst so etwas zu schreiben; daß dieses Verbot den Dichter zu dem Entschluß brachte, aus Stuttgart zu fliehen, ist allgemein bekannt.

Brahm hat in seinem Werke über Schiller die damaligen Angriffe auf ihn als das Werk von beschränkten Gegnern hingestellt, die zwischen der Meinung eines Autors und dem Wort seiner Person nicht gehörig zu unterscheiden wußten, und den Dr. Amstein nennt er wegen seiner Apologie einen kunstfremden Mann und Philister. Dieses Urteil geht doch wohl zu weit. Wenn wir heute über den ganzen Streit lächeln und niemand mehr ernstlich Anstoß nimmt an jener Stelle, so tun wir das, weil wir wissen, was später aus dem Verfasser der „Räuber“ geworden ist, und weil wir dem großen Dichter ein so geringes Vergehen gern zugute halten. Damals aber war Schiller noch der unbekannte Regimentsmedikus, dessen künftige Bedeutung nicht jedermann ahnte, und zudem konnte an den Worten auch derjenige recht wohl Anstoß nehmen, der ganz gut imstande war, zwischen der Meinung des Autors und dem Wort seiner Person zu unterscheiden, denn sie waren unter allen Umständen geeignet, ein ungerechtfertigtes Vorurteil aufkommen zu lassen, so nebensächlich sie an sich sind. In Bünden urteilte man denn auch ganz anders über das Vorgehen der beiden Männer. Nicht nur fand es, wie erklärlich, die allgemeine Billigung, sondern auf Antrag der Häupter wurde ihnen auch von den Gemeinden fast einhellig zum Dank das bündnerische Bürgerrecht verliehen.

Was Schiller bewogen hat, gerade Graubünden das wahre Spitzbubenklima zuzuschreiben und die Hohe Schule für die Gauner dorthin zu verlegen, ist schwer zu sagen. Die Zustände im Lande

waren damals nach heutigen Begriffen allerdings schlimm genug, namentlich hatte an den Landesgrenzen, im Norden wie im Süden, zahlreiches fremdes Diebs- und Bettlergesindel seinen Unterschlupf; jedoch ebenso schlimm und zum Teil noch schlimmer stand es in dieser Hinsicht in andern Ländern, besonders in Italien, aber auch in Deutschland, z. B. im Spessart und Odenwald, ja in Schillers eigener Heimat, wo damals außer Hannikel und seiner Bande auch der berühmte Sonnenwirt sein Unwesen trieb. Eine besondere Auszeichnung als das Athen der Gauner hätte also Bünden nicht verdient. Allerdings hat man auch die Worte des Dichters speziell auf das Veltlin beziehen wollen, weil nämlich Razmann auf sie erwidert: „Bruder! Man hat mir überhaupt das ganze Italien gerühmt“, worauf Spiegelberg weiterfährt: „Ja, ja! Man muß niemand sein Recht vorenthalten, Italien weist auch seine Männer auf“, und diese Erklärung klingt schließlich noch immer am wahrscheinlichsten; denn wenn der Dichter nicht das italienische Graubünden im Auge gehabt hätte, so wäre er nicht darauf gekommen, Razmann von Italien überhaupt reden zu lassen. Freilich hat Sprecher (Kulturgeschichte von Graubünden im 18. Jahrhundert) geglaubt, in der Äußerung Spiegelbergs einen „tüchtigen geographischen Schnitzer“ sehen zu sollen, wonach Schiller Graubünden zu Italien gerechnet hätte. Aber dem widerspricht wieder, daß Spiegelberg nachher sagt: „Ja, ja! – Italien weist auch seine Männer auf.“ Er, respektive Schiller, kann also doch nicht Graubünden geradezu als einen Teil von Italien angesehen haben.

In den späteren Auflagen hat Schiller stillschweigend die anstößigen Worte geändert und an Stelle des Graubündner Landes die böhmischen Wälder gesetzt, sei es daß er nur neues Ärgernis vermeiden wollte oder durch Wredow und Amstein sich eines Bessern hatte belehren lassen. Jedenfalls war ihm die Absicht einer Beleidigung fern gelegen, wenschon ihm von gewisser Seite angedichtet wurde, er habe Rache nehmen wollen an einem ihm verhaßten Aufseher in der Karlsschule, der ein Graubündner war. Heute grollt kein Bündner mehr dem Dichter um dieser Worte willen, und auch die Engadiner haben Sebastian Münster sein unbedachtes Vorgehen längst verziehen; eine eigentümliche Laune des Schicksals ist es aber, daß zweimal ohne eigentliche Berechtigung so geringschätzig Urteile über das gleiche Land in alle Welt verbreitet worden sind.